

# Politische Rundschau.

## Eröffnung des reichsländischen Landtags.

In der Thronrede, mit welcher der Statthalter Graf Wedel nach abgehaltenem Gottesdienste am Dienstag im Fahnenjale des Kaiserpalastes zu Strahburg den elsäss-lothringischen Landtag feierlich eröffnete, wird hervorgehoben, daß eine Verringerung der reichsländischen Finanzen auch im neuen Etatsjahre nicht zu erwarten sei, deshalb habe bei der Aufstellung des Etats für 1814 große Zurückhaltung beobachtet werden müssen. Der in der vorigen Session unerledigt gebliebene Gesetzentwurf über die Reform der direkten Steuern wird in teilweise veränderter Form wieder eingebracht werden; außerdem ist die Einführung einer Vermögenssteuer zu der allgemeinen Einkommensteuer geplant.

Angestündigt werden ferner Gesetzentwürfe zur Abänderung des Besoldungsgesetzes vom Jahre 1813 über die staatlichen Kultusaussagen und die Besoldungsverhältnisse der Religionsdiener. Die bedrängte Lage des Winterstandes wird in der Thronrede besonders ausführlich behandelt. Neben einem Grundsteuernachschuß für bedürftige Pflanzgemeinden sind Maßnahmen vorgesehen, die eine wirksame Bekämpfung der Rebschädlinge sichern. Die Arbeitsregulierungsarbeiten sollen weiter geführt werden. Eine Vereinfachung der Verwaltung wird ebenfalls erstrebt, aber die Begleitpräzedenzien können nicht beseitigt werden. Der Statthalter beendete seine Rede mit einem Hoch auf den Kaiser, in das lebhaft eingestimmt wurde. Die Sozialdemokraten waren zur Eröffnungsfeier nicht erschienen.

In der ersten ordentlichen Sitzung, die am Nachmittage stattfand, wurden die bisherigen Präsidenten wiedergewählt, und zwar der Zentrumsabgeordnete Müller in der zweiten und der Oberbürgermeister von Strahburg Eggelens Dr. Koch in der ersten Kammer. Die Zaberaner Angelegenheit wurde noch nicht berührt; sie soll erst nach Beendigung des Prozesses gegen den Oberst v. Reutter zur Sprache gebracht werden. Daß es bei der Erörterung dieses Gegenstandes dann sehr hitzige Debatten geben wird, läßt sich nach den Äußerungen der elsäss-lothringischen Blätter voraussehen, die in der Forderung gipfeln, daß die Reichsländer die Selbstständigkeit eines deutschen Bundesstaates erhalten müßten, wenn dauernder Friede in ihnen einkehren sollte.

**Telegramme des Kronprinzen und kein Ende.** In Fortsetzung der Vermutungen über Telegramme des deutschen Kronprinzen an den Oberst v. Reutter bzw. den kommandierenden General v. Deimling, glaubte die „Frankf. Ztg.“ mitteilen zu können, daß zwei Telegramme des bereinigten deutschen Kaisers an Herrn v. Deimling ergangen seien. Davon habe das erste, schon vor den Zaberaner Ereignissen des 28. November abgehandelt, gelautet: „Immer feste drauf!“, das zweite vom 29. November datierte: „Bravo!“ Die „Nordd. Allg. Ztg.“ erwähnte die Meldungen über diese angeblichen Telegramme, die von einigen Blättern bereits einer scharfen Kritik unterzogen wurden, auch in ihrer Dienstag-Ausgabe noch mit feiner Silbe. Dem „Tag“ wurde von maßgebender Stelle mitgeteilt, daß ein Telegramm des Inhalts: „Immer feste drauf! Bravo! Friedrich Wilhelm, Kronprinz.“ nie an General v. Deimling gerichtet worden ist.

Die konservative „Kreuz-Ztg.“ bemerkt zur Sache unter Hervorhebung der Daten, an denen die beiden Telegramme abgehandelt worden sein sollen: Es wird sich um rein private Äußerungen des Kronprinzen vor der Stellungnahme des Reichskanzlers im Reichstage und vor den kaiserlichen Entscheidungen in Donau-Ungarn handeln. Ersichtlich blieb allerdings, wie die Tatsache und vollends der Wortlaut der Telegramme in die Öffentlichkeit gelangen konnten. Zuerst verriet darüber ein französisches Blatt, und so würde es sich auch hier bestätigt zeigen, daß es in den Reichsländern für die französische Presse kein Geheimnis gibt.

**Dem König Ludwig 3. von Bayern** schreibt die „Nordd. Allg. Ztg.“ zum heutigen 69. Geburtstag: Zum ersten Male seit der Thronbesteigung erscheint dem Monarchen dieser festliche Tag. Mit dem bayerischen Volke gedenkt ganz Deutschland in aufrichtiger Verehrung des national-gemühten Herrschers und seiner unablässigen Tätigkeit im Dienste der ihm obliegenden hohen Pflichten. So ergeht sich von neuem der Wunsch in den Herzen, daß König Ludwig noch ein langes, segensreiches Wirken beschieden

tern möge zum Wohle Bayerns und des gesamten Vaterlandes.

Der Reichstagsabgeordnete Witt (Rp.) ist an einem schweren Nierenleiden erkrankt und über Nacht erblindet. Gutsbesitzer Witt gehört dem Reichstage als Vertreter des westpreussischen Wahlkreises Stuhm-Marienwerder seit dem Jahre 1898 an und vollendet in den nächsten Tagen sein 68. Lebensjahr.

**Städtische Arbeitslosenunterstützung.** Keine Arbeitslosen-Versicherung, wohl aber eine Arbeitslosenunterstützung von Seiten der Stadt führte Frankfurt a. M. ein. Als Voraussetzung für Gewährung der Unterstützung wird gefordert, daß der Arbeitslose seit mindestens einem Jahre ununterbrochen in Frankfurt a. M. wohne und nicht nur vorübergehend als Arbeitnehmer tätig war. Ferner muß der Arbeitslose einem Gewerbe angehören, auf Grund dessen ihm die Verrichtung städtischer Hilfsarbeiten nicht zugemutet werden kann. Die tägliche Unterstützung beträgt für Unverheiratete 70 Pf., für Verheiratete 1 M.

**Auf die Gefahr der slavischen Wanderarbeiter** weist der Regierungspräsident v. Schwerin in Frankfurt a. O. hin. Die Polen drängen von Osten her in die landwirtschaftlichen Gebiete der deutschen Ostmark ein. Die Polen aus Westpreußen und Posen bilden die Vorposten, die Millionen von Slaven des ferneren Ostens den Hauptstamm. Ein Wandertrieb wie nie zuvor belebt die erwachsenen Massen des Ostens; wo sie einen leeren Platz finden, bringen sie ein. Nur eine strenge Abschließung unseres Landes gegen das Schwellenwerden fremder Elemente hat uns bisher davor bewahrt, daß das Slaventum in dem Maße bei uns eindringt, wie in dem benachbarten Ostreich. Wenn aber die Verhältnisse in bisheriger Weise sich bei uns weiter entwickeln, ist es unausweichlich, daß mit dem allmählichen Abdrücken des Rückkehrzuges für die Polen — für die anderen Slaven besteht er schon jetzt nicht — auch hier allmählich ein Schwellenwerden solcher Elemente stattfindet. Das einzige wirksame Mittel der Abwehr bietet die innere Kolonisation, d. h. die Bauernansiedelung.

**Orient.** Gegenüber den anhaltenden Meinungen, daß der zurückgetretene türkische Kriegsminister Izzet Pascha anstatt des Prinzen Wilhelm zu Wied Fürst von Albanien werden würde, erklärte der Bevollmächtigte der provisorischen Regierung Albanien, der beim Prinzen in Götterdam wohnende Herr Rogga, daß die Meinung von der Proklamierung Izzet Paschas eine phantastische Erfindung sei.

**Der türkische Botschafter in Berlin.** General Rahmud Mustafa Pascha, soll nach einer Konstantinopeler Meldung der „Frankf. Ztg.“ Truppeninspektor in Erzerum werden und an seine Stelle der Wiener türkische Vortragsminister Hüseyin Hülm Pascha nach Berlin kommen.

Der neue türkische Kriegsminister Enver-Pascha erklärte, daß er die ihm vielfach zugeschriebenen kaiserlichen Absichten nicht beuge, sondern im Gegenteil entschlossen sei, das Heeresreformprogramm um mindestens 80 Millionen zu vermindern. Reorganisiert müsse die türkische Armee werden, da sie zur Verteidigung des vaterländischen Bodens bereit sein müsse, so friedliebend die Türkei auch sei; die Reorganisation müsse jedoch unter beständiger Berücksichtigung der finanziellen Hilfsquellen des Landes stattfinden.

## Der Prozeß gegen Oberst v. Reutter.

Am heutigen Mittwoch wird das Urteil gegen Oberst v. Reutter erwartet. Wie es ausfallen wird, darüber läßt sich noch gar nichts sagen. Oberst v. Reutter hat bei seiner Vernehmung stark betont, daß er sich auf eine Kabinetts-Order von 1820 stütze, die ihm die Ausrechterhaltung der Ordnung gebot, wenn die Zivilbehörden versagten. Demzufolge erklärte auch der Oberst gleich zu Anfang in offener Weise, daß er allein für die Handlungen seiner Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften verantwortlich gemacht werden konnte. Zeuge Kreisdirektor Mohl bezeugt, daß die Zivilbehörden versagt hätten, mußte sich aber doch vom Verhandlungsleiter vorhalten lassen, wie ausfällig es sei, wenn jeder Mißgriff von Offizieren sofort zur Kenntnis der Zivilbehörden genommen wurde, während von den Ausschreitungen gegen Offiziere die Behörden nie eine Ahnung hatten. Andere Zeugen aus der Zivilverwaltung betonten stets, man habe die Offiziere nicht mehr auf der Straße sehen wollen, wenn diese sich nicht mehr verborgen hielten, so sei das eben ihr Fehler gewesen.

Von Wichtigkeit waren besonders die Aussagen des Staatsanwalts Krause und des Amtsgerichtsrats Eppler, die bekundeten, sie hätten kein Zöhlen, Schreien und Pfeifen vor den Offizieren gehört.

Es ergab sich nun ein auffälliger Widerspruch zwischen diesen und anderen Zeugenaussagen. Die als Zeugen vernommenen Offiziere, auch solche, die an den fraglichen Abenden keinen Dienst hatten, also nicht der Menge gegenüberstanden, unter ihnen besonders Hauptmann Voigt, bekundeten, der Staatsanwalt und der Amtsgerichtsrat hätten unter allen Umständen den Lärm hören müssen, den die Menge verübte. Hauptmann Voigt erklärte, es sei ein derartiges Geschrei auf der Straße gewesen, daß er sofort aus Fenster ging, um zu sehen, was los war. Der Lärm war laut im Zimmer zu hören. Sein Kinder mädchen sei an diesem Abend ganz verängstigt nach Hause gekommen. (Das Mädchen wurde sofort telegraphisch als Zeugin geladen.) Der Hauptmann erklärte ferner, er habe das bestimmte Gefühl gehabt, daß es sich um eine verabschiedete Zusammenrottung handle. Es handelte sich nicht etwa um Frauen und Kinder, es waren Erwachsene, die den Lärm vollführten. U. a. wurde die **Marschmusik gepfiffen.** Kriegsgewalt überhand nahm hier aus: „Es ist ja ein unglaublicher Widerspruch zwischen den Aussagen dieses Zeugen und denen des Herrn Staatsanwalts!“

Der Staatsanwalt fragte Hauptmann Voigt nochmals, ob er keine Aussagen ausreicht erhalte, Hauptmann Voigt bekräftigte klar und unzweideutig, daß die Menge einen außerordentlichen Lärm auf der Straße verübte habe. Dem Staatsanwalt war dieser Widerspruch unerklärlich. Er habe an dem fraglichen Abend folgende Aufzeichnungen über das Vorgefallene gemacht, auch seine Niederschrift enthalte nichts über ein lärmendes Benehmen der Volksmenge. Oberst v. Reutter warf hier ein: „Wir ist der Widerspruch zwischen den Zeugenaussagen vollkommen verständlich. Das alles ist immer sehr schnell gegangen. Die Leute fanden sich zusammen, schimpften, und wenn gegen sie vorgegangen wurde, haben sie davon. Das hat der Herr Staatsanwalt im einzelnen vielleicht nicht beachtet.“ Gerichtspräsident Kriebel betonte energisch, daß von der Menge kein Lärm verursacht wurde. Es sei alles sehr ruhig gegangen. Hauptmann Voigt konnte demgegenüber nur immer wiederholen, daß der Lärm so stark war, daß er sich ans Fenster begab.

Auch im weiteren Verlauf der Verhandlung machten sich die **starken Widersprüche in den Zeugenaussagen** geltend. Die Zeugin Frau Ellis bekundete, daß alles ruhig gewesen sei; sie habe sich sogar gewundert, wie ruhig die Beobachtung geblieben sei, in ihrer Heimat, der Pfalz, wäre es jedenfalls nicht so ruhig zugegangen. Leutnant Belke machte Angaben über die Gründe, aus denen er Verhaftungen vorgenommen habe. Er habe zuerst einen Mann festgenommen, der ihm stets absichtlich den Weg vertrat. Er habe im ganzen 7 Männer verhaftet, die „13 Mark-Offiziere! Bestien!“ und nicht wiederzugebende Schimpfworte gerufen hätten. Im direkten Gegensatz zu den Aussagen der Frau Ellis standen die der Zeugin Frau Voers. Sie wohnte neben dem Hotel „Zum Karpfen“ und hat an dem fraglichen Abend furchtbaren Spektakel gehört. Die Menge brauche keine „Dreizehn-Mark-Offiziere, Dreckschwab, Saupreuz, Blutlauerer, die Hunde sollen erlösen, wo ein Schwab hin...“ wächst kein Gras mehr.“ Und auch der Oberst sei beschimpft worden wie sonst, mit „Seidenes Kaninchen“, „Schloßgeist“ usw. Der Verhandlungsleiter fragte die Zeugin: „Diese Schimpfwörter waren also in Zäbern an der Tagesordnung? Die Zeugin antwortete: „Jawohl, es war einfach furchtbar. Es wurde auch gerufen: „Vive la France!“ Unter den Krachlern seien auch Zaberaner gewesen. Sie habe gehört, wie man sich gegenseitig zum Ständemacher anpöbelte, man habe Prämien von 10 Mark ausgeteilt für die ärgsten Ständemacher, dann hieß es wieder: „200 Genossen müssen aus Mülhausen kommen, die müssen einen Ständal provozieren!“ Ebenso wurde gerufen, es müsse **slawisches Blut** in die Sache hineinkommen, dann erst wäre sie richtig. Die Zeugin gab an, daß sie diese Befindungen schon in früheren Vernehmungen gemacht habe, sie habe sie aber auf Vertagungen des Bürgermeisters zurückgenommen. Sie habe das nicht aus Überzeugung getan, sondern weil sie als alleinstehende Frau, nicht in die Zeitung kommen wollte“, womit ihr der **Bürgermeister gedroht** habe. Oberst v. Reutter sei ein herzensguter

## Der Ritter der „blauen Rose“.

Roman frei nach dem Englischen von W. Conrad v.

„Ah — Mr. Langdon! Ja, ich erinnere mich Ihrer schon!“ rief ihm der kleine geschäftige Mann entgegen. „Ich habe Sie ja eine Weile nicht mehr gesehen und auch Ihren Namen nirgends gelesen. Warten Sie im Auslande?“

„Ich habe eine schwere Krankheit überstanden“, sagte Robert.

„Ach, ist das ein Jammer“, meinte der Händler, „man wird so leicht vergessen; empfindende Leute dürfen nie krank werden! Sehen Sie sich doch einen Augenblick, Mr. Langdon!“

Dieses höfliche Anerbieten war Robert allein schon Beweiskraft, wie elend er nach Ausleben mußte; denn im allgemeinen pflegen Leute dieses Schlages junge anstrebende Künstler im Stehen abzusetzen. Roberts blasse Wangen und sein noch etwas schwankender Gang hatten offenbar das Mißgefühl des Mannes erregt.

Dieser trat in ein Nebenzimmer, blätterte in verschiedenen Büchern und kam dann mit den Worten zurück: „Sie haben noch dreißig Pfund zu erhalten, Mr. Langdon. Es ist gut, daß Sie kommen, ich hätte Ihnen das Geld nicht zustellen können, da ich Ihre Adresse nicht wußte. Jetzt werde ich Ihnen sofort einen Scheck ausstellen.“

„Ich danke Ihnen. Mir war das schon aus dem Gedächtnis verschwunden, wie noch so manches andere. Nun, gebrauchen kann ich das Geld schon.“

„Wirklich schade, daß Sie so lange krank gewesen sind, Mr. Langdon; nun wird es wohl noch eine Zeit lang dauern, bis Sie wieder festen Fuß in der Kunstwelt fassen können. Indessen wird es mich recht freuen, ein neues Bild von Ihnen zu sehen, ein Seitenstück zu dem, das Sie letztes Jahr in der neuen Galerie ausgestellt hatten.“

stellten. Ich hatte es mir notiert und hätte es auch bestellt, wären Sie nicht so unglücklich von der Bildschäge beschwunden. Zur Sommerausstellung ist es nun viel zu spät für Sie.“

„Weider ja“, entgegnete Robert. „Aber nun muß ich tüchtig an die Arbeit gehen.“

Der Händler bestand darauf, daß Robert noch ein Glas Wein trinke; obwohl etwas schroff, war er doch ein ganz gutbürgerlicher Mensch. Robert schloß sich denn auch wirklich wohl er, als er den Laden des Bildhändlers wieder verließ.

Von dort begab er sich auf die Bank, um seinen Scheck einzulösen, kaufte sich einige neue Farben und kehrte dann wieder langsam nach dem Hause in Silver-Square, das ihm nun fast ein Jahr lang ein Heim geboten hatte, zurück.

Habel empfing ihn, ohne in ihrem Wesen irgend eine Veränderung zu sehen. Sie war nur etwas beorgt um den Verlauf seines ersten Ausganges.

Robert hatte sich erschöpft in einen Sessel sinken lassen, dann berichtete er, daß ihm endlich das Glück wieder hold scheine, daß er einen neuen Auftrag und noch einen Restbetrag vom vorigen Jahre erhalten habe.

„Ich werde meinen Weg doch noch machen, wie Sie sehen“, setzte er hinzu. „Und da ich nun tief in Ihrer Schuld bin, so möchte ich jetzt wenigstens einen Teil davon abtragen.“

„Sie sind durchaus nicht in unserer Schuld“, rief Habel erregt. „Wir laden nichts als unsere Pflicht. Charles Madenzie hat Sie fast getötet, Sie ein ganzes Jahr lang arbeitsunfähig gemacht. Wir konnten nicht annehmen —“

„Aber ich kann es nicht ertragen, von der Güte anderer leben zu müssen. Kann ich denn nicht etwas — etwas für Ihre Armen tun?“

„Wie stolz wir sind!“ rief Habel lachend. „Aber ihr eigenes stolzes Herz ist ja in warmer Sympathie

entgegen. Sie mußte allerdings nicht, wie gering die Summe gewesen, die Robert erhalten, denn als er ihr eine Zehn-Pfundnote reichte, beschloß sie, dieselbe für Maple-Hill zu verwenden.“

„Der weiß“, dachte sie, „wie bald die kleine Mrs. Lane in Bedrängnis geraten wird, dann habe ich doch schon einen kleinen Vorrat für ihr süßes Baby.“

„Das ist die erste Rate“, meinte Robert, und Habel lachte und sagte: „Wie großmütig Sie sind! Mir gefällt dies aber ganz gut, auf diese Weise kommt man vorwärts.“

„Und nun, liebe Habel, wollen wir aus unseren Plänen kein Geheimnis mehr machen. Wir wollen den Onkel ins Vertrauen ziehen.“

„Wie Sie wünschen, Robert, ich liebe das Geheimnis auch nicht. Aber“, sie errödete und lächelte, „es ist jedenfalls besser, wenn wir erst nach dem Essen mit Onkel Jamie reden. Heute gibt es keine Lieblingsgerichte, Hammelsteak mit jungen Erbsen, eine Stachelbeertorte mit Sahlsauce, Käse und Früchte. Wenn er dann seinen Vöhr und seinen Kaffee genommen hat, ist er sicher in seiner besten Laune und wird er uns so gnädig als möglich anhören.“

Robert lächelte über ihren Mutwillen, allein das Rätseln war etwas nervig. Sein Herz war noch zu voll von Alice und dem holden Traum seines ersten, süßen Liebes. Eines Tages vielleicht würde die Erinnerung an diesen Traum verbläht, das heißt Verlangen nach der Verlorenen überwunden sein, und er, mit diesem edlen Weibe hier verbunden, ein ruhiges, bequemes, friedliches Alttagsdasein leben. Jetzt aber hieß es noch kämpfen mit dem Saude, der ihn einst bezwungen und der noch jetzt sein ganzes Sein gefangen hielt.

Nach Tisch teilte Robert dem Doktor in kurzen Worten mit, daß Habel und er in einigen Jahren zu heiraten gedächten, wenn sein Einkommen neben dem ihrigen bestehen könnte.

(Fortsetzung folgt.)